

Urte Helduser, Thomas Schwietring (Hg.): Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis

Konstanz: UVK 2002, 234 S., ISBN 3-89669-782-X, € 29,-

Wer Kultur zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Bemühungen macht, nimmt an einem dynamischen und komplexen Prozess der Selbstwahrnehmung und -beschreibung teil, denn jene liefert nicht nur das Objekt, sondern zugleich die Voraussetzungen und das Medium für die forschende Tätigkeit, deren Ergebnisse sogleich wieder in sie eingehen. Dieses Verhältnis zwischen „Kultur und ihrer Wissenschaft“ bezeichnen die Herausgeber des gleichnamigen Sammelbandes als reflexiv. Die Einleitung von Urte Helduser und Thomas Schwietring lässt allerdings sogleich Zweifel an dem doppelten Singular des Titels aufkommen. Forciert wird von den Herausgebern nämlich nicht nur die These, dass „...Kultur‘ als ein wissenschaftliches Paradigma mit einer eigenen Methodologie“ (S.10) seit einiger Zeit schon Konjunktur habe und neue Fragestellungen in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen induziere, sondern auch, dass es wenig Sinn mache, „eine Vereinheitlichung oder gar eine homogenisierende Beseitigung aller Mehrdeutigkeiten und auch Gegensätzlichkeiten“ (S.15) des gegenwärtig so beliebten Kulturbegriffs anzustreben. Zu sprechen wäre demnach also eher von Kulturen (bzw. kulturellen Gegenständen) und ihren Wissenschaften. Diese Einschätzung wird von den zehn Beiträgen des Bandes bestätigt. Linguistik, Philosophie, Soziologie, Politologie, Mediävistik und Geschichte sind die Disziplinen, von denen aus ein Blick auf die Debatte um *die* Kulturwissenschaft und die Herausforderungen eines erweiterten, nahezu alles erfassenden Kulturbegriffs geworfen wird.

Der Gestus, mit dem dies mehrheitlich geschieht, ist bezeichnend für den gegenwärtigen Stand dieser Auseinandersetzung. Vorbei scheint die Zeit der vollmundigen Programmatiken oder der kämpferischen Verteidigung angestammter Territorien. Statt dessen werden nun mit dem Blick des kühlen Beobachters Zwischenbilanzen präsentiert, die nichts weniger als eine erste Historisierung dieser wissenschaftsübergreifenden Kontroverse liefern. Dies lässt den vorliegenden Band zu einer gelungenen, gut lesbaren Einführung werden, die es erlaubt, einen ersten Einblick in die vielfältigen Debatten innerhalb der genannten Disziplinen zu gewinnen, auch wenn man sich eine stärkere Beteiligung der verschiedenen Kunstwissenschaften oder der Medienwissenschaft gewünscht hätte. Eine darüber hinausgehende Synthese kann und will der Band hingegen nicht leisten.

In der Mehrzahl der Beiträge werden überblicksartig Positionen referiert und Debattenverläufe rekonstruiert (so etwa bei Michael Maset über die Kontroverse zwischen einer strukturorientierten und einer handlungstheoretisch fundierten Geschichtswissenschaft), oder es werden die von anderen reklamierten Gründungsväter des neuen ‚Paradigmas‘ auf ihre Tauglichkeit überprüft (so von Klaus Lichtblau für die ‚kulturalistische Wende‘ der Soziologie und ihren Rekurs auf Weber, Simmel u.a.) oder eigene frühere Forschungsergebnisse mit neueren

Arbeiten zum gleichen Thema konfrontiert (so Rolf Schwendter über seine Theorie der Subkultur aus dem Jahre 1971). Wer seine eigene Disziplin nicht vollständig und seit je schon als Kulturwissenschaft begriffen wissen will und sogar die untersuchten Autoren zu Kulturwissenschaftlern erklärt, wie dies die Altgermanistin Claudia Brinker-von der Heyde für Wolfram von Eschenbach unternimmt, der befließt sich nicht selten eines wiederkehrenden rhetorischen Musters für seine Darstellung. Nach der Skizze zweier entgegengesetzter Lager wird eine dritte vermittelnde Position präsentiert und suggeriert so Erkenntnisfortschritt. Winfried Nöth etwa findet in der aus der Beobachtung von Tieren gewonnenen Biosemiotik ein Instrument zur Grenzverwischung zwischen den Kategorien Kultur und Natur; Tanja Paulitz sieht in Andrew Pickerings Untersuchungen über die materiellen Ressourcen bei der Laborforschung Anknüpfungspunkte für eine neuartige Betrachtung auch der aktuellen naturwissenschaftlichen Praxis jenseits einer „konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie“ (S.183) bzw. der schlichten Fundierung der Ergebnisse in der Natur; und Rainer Winter sucht in seiner Gegenüberstellung der deutschen Kultursoziologie mit den Cultural Studies, die Stärken und Schwächen der unterschiedlichen Ansätze zu profilieren.

Bei der starken sozialwissenschaftlichen Ausrichtung der Beiträge ist es dann um so erstaunlicher, wie selten heute noch nach der gesellschaftlichen Funktion und Relevanz oder auch nach den politischen Bedingungsfaktoren der jeweils skizzierten Positionen gefragt wird. Außer bei Ulrich Brinkmann, der den Aufstieg und Fall des zeitweise favorisierten Konzepts der „Unternehmenskultur“ in der wirtschaftswissenschaftlichen Beratungsliteratur und Organisationstheorie nachzeichnet, finden sich herrschaftskritische Überlegungen nur noch im Beitrag von Cornelia Klinger, die die Leistungen feministischer Forschungen zur Kategorie Geschlecht bilanziert und dabei auch nach den Implikationen der aktuellen Konjunktur des Kulturbegriffs fragt.

Der einzige Beitrag schließlich, der auch wissenschaftspolitische Abgründe auslotet, ist der Eröffnungsaufsatz von Joseph Wallmannsberger. Hier wird freilich auch der einführende Charakter des übrigen Buches völlig verlassen. Wallmannsberger liefert eine rasante Satire auf den Jargon manches kulturwissenschaftlichen Forschungsbeitrages und den Duktus der so beliebten Programmschriften. Dazu überfrachtet er seinen Text mit einer Fülle an Fremdwörtern, aufgebläsenen Wendungen und wild verstreuten Literaturhinweisen auf die einschlägigen Monografien, mit kuriosen Vergleichen, fragwürdigen Gewährsleuten und augenzwinkernden Systematisierungsvorschlägen. Dieses intertextuelle und intellektuelle Spiel für Kenner der kulturwissenschaftliche Debatte der letzten Jahre ist stellenweise durchaus pointiert, bisweilen aber auch ermüdend. Es zeigt jedoch einmal mehr das fortgeschrittene Stadium der Auseinandersetzung: Über die hehren Ansprüche einer umfassenden Kulturwissenschaft kann vor dem Hintergrund der haushaltsökonomischen Imperative – wo nicht historisierend – offenbar nur noch ironisch gesprochen werden.